

Barbara
Bickmore

IM JAHR DES
ELEFANTEN



Weltbild

Die junge Courtney ist Ärztin und hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Menschen in Afrika zu helfen. In der kleinen Urwaldklinik, die sie zusammen mit ihrem Vater und ihrer Freundin betreibt, taucht eines Tages Coop auf, ein Mann, der ihr Leben von Grund auf verändern wird. Er bietet ihr an, die Leitung eines Krankenhauses für Flüchtlinge an der Grenze des Landes zu übernehmen. Courtney verliebt sich Hals über Kopf in den verheirateten Coop - und lässt sich auf das Abenteuer ihres Lebens ein...

Barbara Bickmore

Im Jahr des Elefanten

Roman

Weltbild

Die Autorin

Barbara Bickmore hat sich durch ihre großen Frauensagas ein treues weibliches Publikum auf der ganzen Welt erobert. Sie war Professorin, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete.

»Simbayo - Jenseits der Sonne«, »Der Mond am anderen Ende der Welt«, »Jenseits aller Versprechen«, »Die Bucht der Wildgänse« und vor allem »Im Jahr des Elefanten« waren in Deutschland große Erfolge.

Die englische Originalausgabe von Im Jahr des Elefanten erschien unter dem Titel West of the Moon

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Published by arrangement with Debra Clapp and Lisa Clapp

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2003 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Karin Dufner

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-369-4

TEIL I

Simbabwe, Afrika
1991

Courtney McCloud streckte sich. Nach zwei Operationen – eine simple Blinddarmentfernung und ein Leistenbruch – schmerzten ihr die Schultern, denn wie immer hatte sie seit halb acht Uhr morgens Patienten behandelt. Anfangs hatte sie die Leitung der Klinik als ziemlich anstrengend empfunden, doch dank ihrer zehnjährigen Erfahrung war inzwischen alles nur noch Routine.

Wenn kein Notfall anstand, operierte Courtney zweimal wöchentlich und verbrachte die restliche Zeit mit ihren dutzenden von Patienten. Die Kranken wandten sich mit Masern, Lungenentzündung, Skorbut, Cholera, Malaria, Gelbsucht, Durchfall und Schlangenbissen oder Skorpionstichen an sie; hin und wieder litt auch jemand an Kinderlähmung oder Schwarzem Fieber. Sogar AIDS kam, wie Courtney leider feststellen musste, in letzter Zeit immer häufiger vor.

Trotz des stets gleichen Ablaufs waren Courtneys Tage niemals langweilig. Jeden Abend saß sie mit Mara, Raoul und Fannie beim Essen; sie besprachen die täglichen Vorkommnisse, gaben einander Kraft und tauschten Erfahrungen aus. Courtney führte ein erfülltes Leben, und sie war stolz darauf, dass sie die Klinik ganz allein aus dem Boden gestampft hatte. Inzwischen wurde sie von drei tüchtigen Freunden und Mitarbeitern unterstützt, die ihr beim Tagesgeschäft halfen.

Am meisten liebte Courtney die Abende, wenn sie sich von der Verantwortung des Tages erholen und mit Raoul und Fannie Halma oder Dame spielen konnte, während Mara auf ihrer Gitarre zupfte. Wenn ihr Vater neuen Lesestoff mitgebracht hatte, setzte sie sich mit einem Buch in die Ecke und hörte im Hintergrund die leisen Stimmen der anderen, ihr Lachen und ihr Singen. Courtney lächelte. Ein Außenstehender konnte sich zwar kaum vorstellen, wie angenehm das Leben hier war, aber sie hätte es um nichts in der Welt aufgeben.

Courtney ging in die Küche, wo ihr köstliche Gerüche in die Nase stiegen. Wie immer war Mara schon an der Arbeit und rollte Teig aus. Eine Weile betrachtete Courtney ihre Freundin. Sie war eine ausgesprochen schöne Frau, und jeder, der ihr begegnete, wunderte sich, dass sie Nonne war. Mit ihrem zerzausten rotbraunen Haarschopf, der ihr über die Schultern fiel, der goldenen Nickelbrille und dem hauchdünnen Kleid, das trotz seiner Formlosigkeit ihre üppigen Kurven nicht verbergen konnte, erinnerte sie eher an einen aus den Sechzigern übrig gebliebenen Hippie. Courtney wusste, welches Glück sie hatte, Mara gefunden zu haben. Wie war sie nur im ersten Jahr ohne sie zurechtgekommen?

Als Mara aufblickte, sah sie Courtney in der Tür stehen.

»Noch eine halbe Stunde«, verkündete sie.

»Hetz dich nicht. Deine Kochkünste sind es wert, dass man darauf wartet. Brauchst du Hilfe?«

»Nein, Fannie hat den Tisch schon gedeckt. Was grinst du denn so?« Mit dem Rand eines Marmeladenglases stanzte sie Kreise aus dem Teig aus.

»Ich habe gerade an deinen ersten Tag hier gedacht.«

Mara lächelte ebenfalls. »Wenn wir damals geahnt hätten, was uns erwartet.«

»Du bist in einem Jeep angekommen und hast behauptet, du hättest keine besonderen Fähigkeiten. Ha!«

Schmunzelnd legte Mara die Plätzchen auf einem Backblech aus.

»Ich weiß noch fast wortwörtlich, was du gesagt hast.«

»Tja, ich nicht mehr.« Obwohl Mara die letzten zwanzig Jahre in Afrika verbracht hatte, hatte sie ihren irischen Akzent nicht verloren.

»Schauen wir mal«, begann Courtney. »»Ich kann fast alles«, hast du verkündet – ein Sinnbild der Bescheidenheit.« Die beiden Frauen lachten. »»Ich habe handwerkliches Geschick und koche so gut, dass ihr die besten Restaurants der Welt vergessen könnt. Im Bettpfannenausleeren bin ich Weltmeisterin, und außerdem bin ich eine prima Schützin.««

»Und habe ich dir zu viel versprochen?«

»Du hast nicht erwähnt, was für eine ausgezeichnete Krankenschwester du bist.«

»Ich wollte, dass du von selbst dahinter kommst.«

»Und dazu die beste Freundin der Welt.«

»Ach du meine Güte, was sind wir heute wieder sentimental.«

Courtney zuckte mit den Schultern. »Als ich dich gerade angesehen habe, habe ich mir gedacht, was für ein Glück ich hatte.«

Mara schmunzelte erneut. »Raus mit dir. Verschwinde aus der Küche, bis es Essen gibt.«

»Ich bin draußen auf der Veranda. Sag mir Bescheid, wenn das Essen fertig ist.« Sie hatte Lust auf einen Drink. Ihr Vater brachte stets genug Wein mit, sodass jeder abends vor dem Essen ein Glas trinken konnte. Für Courtney und ihre Mitarbeiter war es zu einem Ritual geworden, auf das sie sich täglich von neuem freuten.

Ein himmelweiter Unterschied zu der Zeit, als Courtney und ihre Großmutter hier ganz allein in Zelten gehaust hatten.

Als sie sich umdrehte und den Flur entlangging, erhaschte sie einen Blick auf ihr Spiegelbild. Sie sah aus wie fünfunddreißig; ihre kurzen kastanienbraunen Locken lagen eng am Kopf an. Mara und sie schnitten sich gegenseitig die Haare, wobei Courtney fand, dass sie selbst die bessere Friseurin war, da das Ergebnis bei Mara stets um einiges ansehlicher wirkte. Sie spähte in den Spiegel. Ihrer Ansicht nach waren die grauen Augen ihr größter Vorzug, und sie wusste, dass sie im Gegensatz zu Mara keine Schönheit war. Allerdings spielte das auch keine große Rolle. Schließlich lebten sie hier in der Einöde und bekamen oft monatelang außer ihrem Vater, der an jedem zweiten Wochenende einflog, niemanden zu Gesicht.

In Courtneys Kleiderschrank herrschte keine große Abwechslung, und sie trug meistens Shorts. Ihr Vater besorgte ihr in Harare sechs Stück pro Jahr in Hellbraun und in Khaki, die sie mit kurzärmligen Baumwollblusen kombinierte. Ein Kleid hatte sie schon seit Jahren nicht angehabt. Hier draußen war Mode unwichtig, und Courtney verschwendete nur selten einen Gedanken daran.

Sie ging hinaus auf die Veranda, von wo aus die Hügel im Westen und das Ufer eines Sees zu sehen waren, in dem sich nun die goldenen Strahlen der Sonne spiegelten. Bald würde das Wasser lilafarben und grellrosa leuchten.

Courtney liebte die Abendstunden. Bei Dämmerung kamen dutzende von Gazellen, Zebras und Impalas an den See, um dort zu trinken. Vor einigen Jahren hatte ihr Vater ihr

zu Weihnachten ein Fernglas geschenkt, und es machte ihr Spaß, auf der Veranda zu sitzen und die Tiere in der Ferne zu beobachten. Wieder räkelte sie sich und wollte sich schon auf den Stufen niederlassen, als sie sah, dass sich auf der behelfsmäßigen Straße die Scheinwerfer eines Wagens näherten.

Nachdem das Auto dicht genug herangekommen war, stellte sie fest, dass es sich um einen Jeep handelte. Sie hatten nur selten Besucher, die mit dem Auto eintrafen, vor allem nicht um diese Uhrzeit, denn um sieben würde es so dunkel sein, dass man die Straße kaum noch erkennen konnte.

Vermutlich jemand, der sich verirrt hatte.

Schützend hielt Courtney sich die Hand vor die Augen und fragte sich, wer das wohl sein mochte.

Der Mann stoppte den Wagen und kletterte langsam hinaus. Er war hoch gewachsen und schlank und wirkte, als wäre er einem Western entstiegen oder würde zumindest aus Laramie, Wyoming, stammen. Er trug Cowboystiefel und nahm seinen Stetson ab, als er auf sie zukam. Eindeutig ein Amerikaner. Sein blondes Haar war ein wenig zu lang und lockte sich im Nacken. Außerdem hatte er sich ein paar Tage lang nicht rasiert. Er lächelte Courtney zu, und als er vor ihr stand, bemerkte sie, wie blau seine Augen waren. Er stellte sich zwar vor, doch da sie sich überrumpelt und befangen fühlte, verstand sie seinen Namen nicht. Dennoch gelang es ihr, ihm die Hand hinzuhalten. »Ich bin Courtney McCloud«, sagte sie. Als er ihr die Hand schüttelte, begann ihr Herz zu klopfen. »Wie war noch mal Ihr Name?«

»Quentin Coopersmith«, erwiderte er. »Dr. Quentin Coopersmith aus Seattle, Washington, USA. Aber alle nennen mich Coop.«

»Ich habe mir schon gedacht, dass Sie Amerikaner sind.«

Er lachte. »Ist das so offensichtlich?«

»Ich fürchte schon.« Sie grinste. »Ich nehme an, Sie haben sich verirrt.«

»Nein, ich kann mit Stolz behaupten, dass ich genau dort angekommen bin, wo ich hinwollte.«

»Und wohin wollten Sie?«

»Zu Ihnen.«

»Zu mir?«

»Zu Dr. Courtney McCloud.« Seine Augen funkelten.

»Ist meinem Vater etwas zugestoßen?«, erkundigte sie sich mit einem besorgten Stirnrunzeln.

»Nein, mit ihm hat es nichts zu tun.«

»Gott sei Dank.« Courtney hatte keine Ahnung, was er sonst von ihr wollen könnte. »Nun, Sie haben mich gefunden, Doktor. Und warum suchen Sie mich?«

»Ich möchte eine Klinik gründen und brauche Ihren Rat. Man sagte mir, dass sie eine Expertin sind.«

Sie lächelte. »Das mit der Expertin weiß ich nicht so genau, aber ich habe die nötige Erfahrung.«

»Abendessen!«, rief eine Stimme.

»Es gibt jetzt Essen. Möchten Sie sich uns nicht anschließen?«

»Vielen Dank. Ich habe gehofft, dass Sie mich einladen.«

Er lächelte sie an. Seine blauen Augen hatten die Farbe des afrikanischen Himmels zur Mittagszeit.

»Also kommen Sie mit. Dann können Sie uns ja erzählen, was Sie in den abgelegensten Teil der Welt geführt hat.«

Er folgte ihr ins Haus und sah sich um. »Ich bin beeindruckt. Ich hätte nicht gedacht, dass ich hier draußen so ein komfortables Haus vorfinden würde.«

»Es hat zehn Jahre gedauert, und mein Vater hat viel Arbeit hineingesteckt. Anfangs haben meine Großmutter und ich in Zelten gelebt.«

»Sprechen Sie von Mother Lili?«

»Offenbar wissen Sie über mich Bescheid. Sie haben wohl Erkundigungen eingezogen.« Gerne wäre sie stehen geblieben und hätte weiter mit dem Mann geplaudert, der einfach aus dem Nichts aufgetaucht war. Doch sie drehte sich um und ging ihm voraus in die Küche. Sie vermutete, dass er sie deshalb so ansprach, weil sie schon seit Ewigkeiten keinem weißen Mann in ihrem Alter begegnet war – jemandem, der so männlich und gleichzeitig so charmant wirkte.

»Riecht köstlich«, stellte er beim Gehen fest.

»Mara ist unsere Köchin, unser Mädchen für alles, eine ausgezeichnete Krankenschwester, meine beste Freundin und außerdem eine weltliche Nonne.«

»Klingt zu gut, um wahr zu sein.«

»Warten Sie, bis Sie sie gesehen haben.«

Sie kamen ins Esszimmer, einen großen kahlen Raum, in dem zwei große Holztische standen. »Fannie, das ist Dr. Quentin Coopersmith. Fannie ist unsere zweite Krankenschwester.«

Fannie, eine zierliche dunkelhaarige Frau mit Pferdeschwanz, blickte lächelnd auf.

»Fannie und ihr Mann Raoul, der Arzt ist, arbeiten seit zwei Jahren hier. Ich weiß nicht, was ich ohne sie anfangen würde.«

Courtney ging weiter durch den großen Türbogen, der in die Küche führte.

Mara stand am Herd. Ihr kastanienbraunes Haar kräuselte sich in der Hitze, und sie rührte in einem großen Eisentopf, dem ein köstlicher Duft entstieg.

Auf dem einzigen Küchenstuhl saß ein dunkelhaariger Mann mit braunen Augen, einem gewirbelten Schnurrbart und müdem Blick.

»Darf ich vorstellen: Das ist Dr. Quentin Coopersmith aus Amerika«, verkündete Courtney, während sie neugierig auf Maras Reaktion wartete. »Coop, das ist Raoul, unser schwer arbeitender, unermüdlicher Arzt. Und das da am Herd ist die Küchenchefin, Schwester Mara. Aber wir sparen uns die Formalitäten und sind alle per du. Hier bei uns geht es locker zu.«

Mara hörte auf zu rühren und sah den Besucher an. »Bist du Arzt?«

Coop nickte.

»Schön, dich kennen zu lernen«, meinte Raoul in einem Akzent, den Coop kaum verstehen konnte.

Raoul griff in einen Schrank und holte fünf nicht zusammenpassende Marmeladengläser heraus.

Dann reichte er Courtney, Mara und seiner Frau, die in die Küche gekommen war, ein Glas Weißwein. »Unser einziger Luxus«, verkündete er, als er auch dem Gast eines anbot. »Hoffentlich bist du bereit, dich beim Essen von uns ausfragen zu lassen«, meinte Mara und verteilte den Inhalt des Topfes in Schälchen. »Wir kriegen nur selten Besuch.« Sie sah Courtney an. Ihre Blicke trafen sich, und beide Frauen lächelten. »Hier, nehmt eure Schälchen. Die Plätzchen stehen auf dem Tisch.« Courtney sorgte dafür, dass Coop neben ihr saß. Sie stellte fest, dass Mara sie neugierig beobachtete.

»Du bist also Arzt«, sagte Mara. »Bist du etwa hier, um uns zu helfen?« »Ich fürchte, nein«, antwortete er. Seine Stimme hatte einen hübschen Klang. »Du bleibst sicher über Nacht.« Bei Mara hörte es sich an wie eine Feststellung, nicht wie eine Frage.

Während alle den Eintopf verspeisten, den Mara in die Schälchen gefüllt hatte, sagte Coop: »Mich würde interessieren, wie das mit eurer Klinik angefangen hat.«

Alle Blicke ruhten auf Courtney, die schließlich die Gründerin war.

»Ich wollte schon immer im Busch eine Klinik für die Eingeborenen eröffnen, die keine medizinische Versorgung haben. Wahrscheinlich lag das am Einfluss meiner Großmutter, doch über sie weißt du ja schon Bescheid.«

»Erzähl es trotzdem«, forderte Coop Courtney auf und nickte dann Mara zu. »Was immer das ist, jedenfalls schmeckt es prima.«

Mara lächelte.

Courtney fuhr fort: »Nach meinem praktischen Jahr in Kapstadt wollte ich nach Simbabwe zurückkehren, denn ich bin hier geboren. Mein Vater und ich suchten ein Gebiet, wo viele Stämme zur Behandlung zu uns kommen konnten. Meine Großmutter, die damals schon achtzig war, begleitete mich. Ich dachte, es würde schwierig werden, unsere Klinik bekannt zu machen. Außerdem befürchteten wir, die Einheimischen würden die Medizin des weißen Mannes ablehnen. Doch schon nach einem Monat hatten wir mehr zu tun, als wir uns je hätten träumen lassen. Mein Vater kaufte Baumaterial und stellte uns zwei Wochen lang Arbeitskräfte zur Verfügung. Das meiste, was du hier siehst, wurde damals gebaut. Er unterstützt uns immer noch. Jede zweite Woche bringt er uns mit dem Flugzeug Reis und Bananen ...«

»... und Wein«, ergänzte Mara.

»Und alle notwendigen und überflüssigen Dinge, damit wir hier weitermachen können. Als Mara kam, waren wir bereits ein knappes Jahr hier. Sie war ein Geschenk des Himmels.«

»Eine Freundin und ich bereisten schon seit ein paar Jahren Afrika«, unterbrach Mara, »und machten uns überall im Land nützlich, wo wir gebraucht wurden. Dann erzählte uns jemand von dieser Klinik, weit draußen, wo es sonst keine Weißen gab, und wir beschlossen, uns auf die Suche zu machen. Es war nicht leicht, denn damals gab es hier noch keine Straße.«

»Sofern man diesen Trampelpfad als Straße bezeichnen möchte«, witzelte Coop.

Alle lachten.

»Meine Freundin verabschiedete sich nach einem Jahr, aber ich bin geblieben. Inzwischen fühle ich mich hier wie zu Hause.«

»Du klingst, als würdest du ursprünglich aus Irland stammen.«

»Den Akzent verliere ich vermutlich nie.«

Coop nickte Courtney zu und ließ sich noch eine Portion Eintopf geben.

»Erzähl weiter.«

»Tja, das war's eigentlich. Vor zwei Jahren kamen Raoul und Fannie.«

»Und jetzt sind wir alle eine glückliche Familie«, fügte Raoul hinzu. »Ich glaube, das Schicksal hat uns hierher geführt, das Karma, die Vorsehung oder wie man es auch immer nennen will.«

»Ja«, stimmte Courtney zu. »Nach dem Tod meiner Großmutter war ich hier schrecklich einsam. Sie war der Mittelpunkt meines Lebens. Aber plötzlich tauchten all diese wunderbaren Leute hier auf. In der zivilisierten Welt glaubt man sicher, dass wir große Opfer bringen, doch ich finde, dass ich großes Glück habe, hier sein zu dürfen.«

»Aber es gibt doch sicher auch Rückschläge«, wandte Coop ein.

Die anderen wechselten Blicke und lachten.

»Eigentlich jeden Tag«, erwiderte Courtney. »Unser Wissen genügt einfach nicht, und wir besitzen nicht die nötigen Geräte, nicht einmal einen Röntgenapparat. Außerdem operieren wir unter primitiven Bedingungen und sind medizinisch nicht auf dem neuesten Stand. Viele Patienten sterben. Manche kommen erst, wenn es zu spät ist. Epidemien breiten sich aus, bevor wir überhaupt davon erfahren. Die Cholera zum Beispiel ... ach, es ist ständig etwas Neues los.«

»Und was bringt dich überhaupt zu uns, Dr. Coop?«, fragte Mara.

»Ich bin im Auftrag von HEAL hier.«

Alle sahen ihn erwartungsvoll an.

»Das ist eine Organisation, die um die Welt fliegt, jeden Monat ein anderes Land aufsucht und medizinische Hilfe leistet, wo sie nötig ist. In den nächsten beiden Jahren sind wir schon ausgebucht, obwohl wir für Notfälle einen Monat jährlich zur freien Verfügung halten.«

»Was für Notfälle?«, erkundigte sich Mara.

»Kriege, Erdbeben, die unerwarteten Tragödien auf der Welt eben. Wir haben einen festen Stamm von vier Krankenschwestern und werben jeden Monat weltweit Ärzte an, Spezialisten wie Onkologen, Kinderärzte, Augenärzte, Zahnärzte, Kardiologen oder Chirurgen wie mich. Jeden Monat sind fünf Ärzte im Einsatz, was heißt, dass wir es schaffen, jährlich sechzig Mediziner einen Monat lang für unser Projekt zu gewinnen. Dann fliegen wir in die abgelegenen Gegenden der Welt und versuchen in etwa dasselbe, was ihr hier tut.«

Während Coop die Arbeit von HEAL schilderte, wurde er von Aufregung ergriffen. Zu Hause in Seattle fühlte er sich nie so, nur in dem von Armut geplagten, von Traditionen geprägten und von Stammeskultur beherrschten Afrika. Allerdings nicht in den Städten, sondern nur draußen in der Wildnis, der prachtvollen Landschaft, die man schon seit vielen Jahren als den Schwarzen Kontinent bezeichnete. In den Savannen mit ihren fremdartigen Bäumen, umgeben von einer Ehrfurcht gebietenden Tierwelt und von Menschen, die noch so lebten wie vor hunderten von Jahren.

»Ich habe einen Sommer lang für HEAL gearbeitet«, sagte Raoul mit starkem belgischem

Akzent. »Deshalb bin ich auch hier. Eigentlich wollte ich nur einen Monat in Tansania verbringen, doch als ich wieder zu Hause war, hielt ich es dort nicht mehr aus. Mir wurde klar, dass ich ohne Raucherkrankheiten und den Zipperlein von Rentnern kaum noch etwas zu tun gehabt hätte, und so beschloss ich, zurückzukommen und hier wirklich kranke Patienten zu behandeln. Als ich mich auf die Suche nach einer Klinik machte, erzählte mir jemand von dieser hier. Ich setzte mich mit Courtney in Verbindung, und wir fuhren hin. Das war vor zwei Jahren.«

»Seitdem macht das Leben viel mehr Spaß«, ergänzte Courtney und prostete ihm mit dem inzwischen leeren Glas zu.

»Bei so vielen Komplimenten müssen wir wohl den Rest unseres Lebens hier verbringen«, meinte Raoul grinsend.

»Und was genau führt dich hierher, Coop?«, fragte Courtney. Doch eigentlich war es ihr egal. Sie empfand es einfach als willkommene Abwechslung, ihn anzusehen, ihm zuzuhören und in seiner Nähe zu sein. Auch wenn sie wusste, dass er morgen oder übermorgen wieder abreisen würde, beschloss sie, die Gelegenheit zu nutzen und ihn ein wenig anzuschwärmen.

»Eigentlich wollte ich mit dir allein sprechen, doch da ihr alle davon betroffen sein werdet, habe ich ... ich möchte noch vorausschicken, dass HEAL plant, zum ersten Mal ein dauerhaftes Krankenhaus an einem festen Ort zu finanzieren. Selbstverständlich werden wir auch weiterhin mit unserem als Hospital ausgerüsteten Flugzeug um die Welt fliegen und jeweils einen Monat an verschiedenen Orten Station machen.«

»Warum denkst du an eine dauerhafte Klinik in diesem Teil von Afrika?«, erkundigte sich Raoul. »Hier wird HEAL nicht gebraucht.«

»Nun, für alle Ewigkeit ist dieses Krankenhaus auch nicht geplant. Außerdem soll es nicht hier gegründet werden. Wir möchten ein Lager für die Flüchtlinge aus Mosambik eröffnen, die jede Woche zu hunderten ihr Land verlassen. Sie überqueren die Grenzen nach Malawi und Simbabwe und haben medizinische Hilfe zumeist bitter nötig. Obwohl sie nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen, müssen sie Mosambik verlassen. Deshalb beabsichtigen wir, an der Grenze ein Flüchtlingslager einzurichten, damit die Leute, nachdem sie sich in Sicherheit gebracht haben, versorgt werden können, ehe sie weiterziehen.«

Alle sahen ihn neugierig an und fragten sich, was sie das wohl anging.

»Wir würden jeden Monat drei Schwestern und mindestens einen Arzt schicken, vielleicht auch zwei. Außerdem wird HEAL einen Röntgenapparat zur Verfügung stellen ...«

»Ach, was würden wir für so ein Ding geben«, seufzte Raoul.

»Weiterhin Impfstoffe, Medikamente und Verbandsmaterial. Wir bauen ein Krankenhaus, stattdessen es aus ...«

»Und was sollen wir dazu beitragen?«, erkundigte sich Courtney. Warum war dieser Mann hier?

Coop sah sie an. »Wir möchten dich als Leiterin des ganzen Projekts.«

Die Anwesenden schwiegen.

»Wir brauchen eine erfahrene afrikanische Ärztin, die bereits eine Klinik geführt – in deinem Fall sogar gegründet – hat und weiß, was die Leitung so eines Hauses bedeutet.

Ärzte, die jeden Monat wechseln, können so etwas nicht organisieren und planen ...«

»Besorg dir doch einen Verwaltungsfachmann. Einen Geschäftsführer«, sagte Courtney. Sie hatte nicht das geringste Interesse an diesem Posten.

»Nein, wir brauchen einen Arzt, der sich mit afrikanischen Krankheiten auskennt und die Eingeborenen versteht, jemanden, dem das Leben hier vertraut ist.« Coop blickte sich um. »Einen Arzt, der eine Klinik aus dem Nichts aufzubauen in der Lage ist und dem das schon einmal geglückt ist.«

»Ich kann hier nicht weg. Ich habe diese Klinik gegründet.« Und dafür die Liebe meines Lebens geopfert, dachte Courtney. »Sie ist mein Werk. Ich habe Blut, Schweiß und Tränen in dieses Stück Land investiert. Und die Leute brauchen mich«, fügte sie laut hinzu.

»Tausende von anderen Menschen brauchen dich auch.«

»Warum ausgerechnet mich?«

Er lächelte ihr zu, obwohl er das Gefühl hatte, durch ein Minenfeld zu gehen. Gleich als er sie auf der Veranda hatte stehen sehen, hatte er die Gefahr gewittert.

»Warum dich, Dr. McCloud? Die Frage sollte eher lauten, warum nicht?«

»Weil ich hier lebe.«

»Du hast dein Leben denen gewidmet, die ohne deine Hilfe verloren wären, und das verstehe ich. Ich tue das nur einen Monat im Jahr, was verglichen mit deiner Leistung nichts ist. Aber ich verstehe dich. Du verleihst deinem Dasein einen Sinn, indem du anderen hilfst.«

Sie musterte ihn nachdenklich.

Die anderen saßen schweigend da und blickten zwischen Courtney und Coop hin und her.

»Hier kannst du hunderte von Menschen retten – in einem Flüchtlingslager wären es zehntausende. Denk daran – zehntausende.«

Sie starrte ihn an.

»Du könntest zurückkehren, wenn der Krieg vorbei ist.«

»Nicht wenn, sondern falls er jemals vorbei ist«, wandte Raoul ein; alle waren überrascht, dass er sich einmischte.

»Jeder Krieg endet irgendwann«, entgegnete Coop.

»Wie der Hundertjährige Krieg zum Beispiel?«, fragte Raoul leise.

»Du hast dich umsonst herbemüht«, sagte Courtney. »Ich bin nicht interessiert.«

Doch Coop wusste, dass er Zweifel in ihr gesät hatte. Da ihm noch ein paar Tage blieben, hatte er nicht vor, sie zu drängen.

»Überleg es dir«, bat er sie nur und wandte sich dann an Mara. »Ich habe heute eine lange Fahrt hinter mir. Könntest du mir bitte meinen Schlafplatz zeigen? Und vielen Dank fürs Essen, es war köstlich.«

Er würde sich Mühe geben müssen, denn er merkte Courtney an, dass sie wütend auf ihn war, weil er sie in ihrer Ruhe aufgerüttelt und sie vor eine Entscheidung gestellt hatte. Deshalb musste er so behutsam wie möglich zu Werke gehen, und er wünschte sich, er hätte mehr als drei Tage Zeit dafür gehabt.

Während Mara ihn zum Gästehaus brachte, blieben die anderen schweigend am Tisch sitzen.

Nach einer Weile kehrte Mara zurück und nahm wieder Platz. »Uff, das war aber ein Schock.«

»Eigentlich nicht«, erwiderte Courtney. »Uns geht das nämlich überhaupt nichts an. Zerbrecht euch also nicht den Kopf darüber.«

Bald verabschiedeten sich alle und gingen zu Bett, doch niemand konnte schlafen. Auch Courtney lag wach und starrte in die Dunkelheit. In der Ferne heulte eine Hyäne. Die nächtlichen Geräusche gehörten so sehr zu ihrem Leben, dass sie sie meistens gar nicht mehr wahrnahm – und dennoch hätte sie nicht darauf verzichten wollen. Als sie Coops Gesicht vor sich sah, schloss sie die Augen – doch das Bild blieb. Verdammter Mistkerl!

Alles hatte sie aufgegeben, um hierher zu kommen. Und es war das Opfer wert gewesen, auch wenn sie nach all diesen Jahren immer noch an David dachte und sich fragte, was er jetzt tat, wo er lebte und ob er wohl glücklich geworden war. Sie hatte gehört, er sei nach England zurückgekehrt. Er brauchte die hellen Lichter, das Menschengewühl, gute Restaurants und all die anderen Annehmlichkeiten der Zivilisation und hätte sich deshalb niemals an der Verwirklichung ihres Lebenstraums beteiligt. Courtney jedoch hatte ihren Traum wahr gemacht, ein Ziel, das ihr wichtiger gewesen war als die große Liebe ihres Lebens.

Und nun verlangte dieser Mann von ihr, dass sie all das aufgab.

Courtney drehte sich zur Seite und schloss die Augen. Doch schon kurz darauf hörte sie ein leises Klopfen an der Tür, und Mara flüsterte: »Courtney, ich bin's.«

»Komm rein«, murmelte sie.

Sie lächelte, als Mara eintrat, langsam durch die Dunkelheit schlich, sich zum Fußende von Courtneys Bett vortastete und sich darauf niederließ.

»Ich wusste, dass du noch nicht schläfst.«

Courtney setzte sich auf und schlang die Arme um die Knie.

»Wieso?«

»Na, so einen Schock kriegt man schließlich nicht alle Tage.«

»Ich finde gar nicht, dass es so ein Schock war. Es kommt sowieso nicht in Frage.«

»Aber Courtney, das stimmt nicht.« Sie hörte Mara nach Luft schnappen.

»Pass auf, ich gehe hier nicht weg. Ich habe zu viel aufgegeben ...«

»Sei doch mal still und hör mir zu. Du hast dich von David getrennt, mehr nicht. Du hast einen Mann für eine größere Sache geopfert, die ich Gott nenne und die du als Dienst an der Menschheit bezeichnest. Also spiel nicht die Märtyrerin. Dein ganzes Leben lang wolltest du den Eingeborenen helfen. Zehn Jahre hast du in dieses Projekt investiert. Wir haben Gebäude, eine Organisation, ja, sogar einen anderen Arzt und eine Krankenschwester, die beide sehr fähig sind. Also brauchst du nicht dein ganzes Leben an einem einzigen Ort zu verbringen; du solltest dich weiterentwickeln und sehen, was du sonst noch bewirken kannst. Nur weil deine Großmutter dreißig Jahre lang in derselben Mission gearbeitet hat, musst du es ihr nicht nachmachen. Courtney, was dieser Mann dir vorschlägt, ist eine große Herausforderung.«

»Ich habe eher den Eindruck, dass er von mir verlangt, meinen Lebenstraum wegzuwerfen.«

»Ich habe schon befürchtet, dass du eine andere Betrachtungsweise gar nicht zulassen wirst. Aber du darfst deine Existenz nicht an dieses Stück Land, an diesen einen Ort binden. Warum hast du kein Interesse daran, so vielen Menschen wie möglich zu helfen, und zwar ganz egal, wo das ist?« Als Courtney schwieg, fuhr Mara fort: »Er hat dich nur gebeten, es dir zu überlegen. Gut, dann überlegen wir jetzt mal gemeinsam. Denn wenn du gehst, komme ich natürlich mit.«

»Und was wird dann aus dieser Klinik? Ich habe zu viel investiert, um zu riskieren, dass alles kaputtgeht.«

»Raoul und Fannie.«

Courtney schüttelte den Kopf. »Raoul ist ein ausgezeichnete Arzt, aber er kann diese Klinik nicht leiten. Weißt du überhaupt, wie viel Zeit und Kraft und ...«

»Mach mal 'nen Punkt, Courtney. Du bist nicht die Einzige, die hier etwas leistet.«

»Und was ist mit den Sachen, die mein Vater uns bringt?«

»Die kann er doch auch weiterhin bringen, oder?«

»Ich weiß nicht«, widersprach Courtney. »Schließlich tut er es für mich.«

»Vielleicht solltest du mal mit ihm reden«, schlug Mara vor. Sie vertraute darauf, dass Andrew alle Probleme lösen konnte.

»Er würde mir raten, mich erst zu entscheiden und dann die Einzelheiten zu klären.«

Mara stand auf. »Tu einfach, worum dieser Dr. Coop dich bittet. Überleg es dir. Und denk daran, dass ich mitkomme. Du würdest auch weiterhin das tun, was du dein Leben lang gewollt hast, nämlich den Eingeborenen helfen, nur in viel größerem Rahmen. Coop hat gesagt, du könntest tausende von Menschen retten, deren einzige Hoffnung du bist.«

»O mein Gott«, sagte Courtney lachend, »sei doch nicht gleich so dramatisch.«

»Ich habe versucht zu schlafen, aber ich sah ständig flüchtende Menschen vor mir, die ihre vom Krieg zerstörten Städte verlassen müssen. Sie hungern, haben Angst und schweben in Gefahr, erschossen zu werden. O Courtney, diese Bilder, die mir im Kopf umhergingen, haben mich wach gehalten.«

»Und jetzt soll ich wohl dieselben Alpträume kriegen wie du?«

»Wir werden gebraucht, Courtney. Ich denke, Gott hat uns diesen Coop geschickt.« Courtney glaubte nicht an Maras Gott.

»Jedenfalls hat Coop von dir gehört und hält dich für das Wunder, das diese Leute brauchen.«

»Ach, Mara, ich soll ein Wunder sein?«

»Dann eben wir beide, wenn das nicht zu unbescheiden klingt.«

Trotz der Dunkelheit spürte Courtney, dass Mara grinste.

»Lass uns morgen mit Raoul und Fannie reden, damit wir erfahren, was sie davon halten.«

»Ich überlege es mir«, versprach Courtney. »Deinetwegen kann ich jetzt sowieso nicht mehr schlafen.«

»Du hast doch ohnehin wach gelegen.«

»Und jetzt bleibt das vielleicht die ganze Nacht so.«

»Außerdem«, sagte Mara auf dem Weg zur Tür, »ist er als Mann nicht zu verachten.«

Als Mara fort war, verschränkte Courtney die Arme hinter dem Kopf und starrte an die

Decke. Genau das war der Nachteil an Männern. Man begegnete ihnen, und innerhalb von wenigen Minuten stellten sie einem das ganze Leben auf den Kopf.

Zum Teufel mit diesem Kerl, schließlich hatte sie ihm dieses Dilemma zu verdanken.